

Predigt am 7. Sonntag nach Trinitatis, 26. Juli 2020, in Leutershausen

Der 7. Sonntag nach Trinitatis steht im Zeichen des Brotes. Als Evangelium wird die Geschichte von der Speisung der Fünftausend gelesen. Weil wir aber noch kein Abendmahl halten können, wähle ich für meine Predigt einen Abschnitt aus dem 2. Buch Mose.

Und es murrte die ganze Gemeinde der Israeliten wider Mose und Aaron in der Wüste. Und die Israeliten sprachen: Wollte Gott, wir wären in Ägypten gestorben durch des HERRN Hand, als wir bei den Fleischtöpfen saßen und hatten Brot die Fülle zu essen. Denn ihr habt uns alle herausgeführt in diese Wüste, dass ihr die ganze Gemeinde an Hunger sterben lasst.

Und der HERR sprach zu Mose: Ich habe das Murren der Israeliten gehört. Sage ihnen: Gegen Abend sollt ihr Fleisch zu essen haben und am Morgen vom Brot satt werden und sollt innerwerden, dass ich, der HERR, euer Gott bin.

Und am Abend kamen Wachteln herauf und bedeckten das Lager. Und am Morgen lag Tau rings um das Lager. Und als der Tau weg war, siehe, da lag's in der Wüste rund und klein wie Reif auf der Erde. Und als es die Israeliten sahen, sprachen sie untereinander: Man hu? Denn sie wussten nicht, was es war. Mose aber sprach zu ihnen: Es ist das Brot, das euch der HERR zu essen gegeben hat. Das ist's aber, was der HERR geboten hat: Ein jeder sammle, soviel er zum Essen braucht, einen Krug voll für jeden nach der Zahl der Leute in seinem Zelte.

Und die Israeliten taten's und sammelten, einer viel, der andere wenig. Aber als man's nachmaß, hatte der nicht darüber, der viel gesammelt hatte, und der nicht darunter, der wenig gesammelt hatte. Jeder hatte gesammelt, soviel er zum Essen brauchte.

2. Mose 16, 2-3+11-18

Liebe Schwestern und Brüder,

Ein jeder sammle, soviel er zum Essen braucht, einen Krug voll für jeden ...

Vielleicht hat uns die Corona-Epidemie das eine gebracht, dass wir solche Geschichten wie die vom Brot in der Wüste besser verstehen. Mein Beruf ist es seit langem, die Bibel zu studieren. Aber manchmal scheint mir, ich verstehe die Bibel in der Krise besser als zuvor.

In der Bibel hören wir von Menschen, die kaum Vorräte haben. Jeden Tag sind sie neu darauf angewiesen, dass sie etwas Essbares finden. Gerade erst aus der Sklaverei in Ägypten entronnen, träumen sie schon wieder von den Fleischtöpfen dort. Denn das Knechtshaus betrieb eine Lagerhauswirtschaft. Wenn man die Knute der Aufseher akzeptierte, gingen die Vorräte nicht aus. In der Wüste aber gibt es keine Speisekammern.

Am Anfang der Corona-Krise war viel von „Hamsterkäufen“ die Rede. Ich gebe zu: Auch ich habe mehr Nudeln eingekauft, als ich brauchte. Ich war nicht sicher: Werden die Bäckereien, die Lastwagenfahrer, die Verkäufer und Verkäuferinnen in den Läden unter diesen Umständen weiterarbeiten? Ich bin es nicht gewöhnt, nur für ein oder zwei Tage Essen im Haus zu haben. Aber ich beginne zu verstehen, was das heißt: Jeden Tag neu von Gottes Güte leben.

Ein jeder sammle, soviel er zum Essen braucht, einen Krug voll für jeden ...

Manna – das ist das Sekret von Tamarisken, Sträuchern oder kleinen Bäumen, die im Sinai-Gebiet wachsen. Es schmeckt gut, „wie Semmeln mit Honig“, heißt es später im gleichen Kapitel (V31). Aber man kann das Manna nicht auf Vorrat legen. Über Nacht schimmelt es in den Krügen und wird schlecht. Jeden Morgen neu muss man es einsammeln. Es ist Brot nur für diesen Tag.

Mir wird ein wenig seltsam zu Mute bei dieser Geschichte, vielleicht auch einigen von euch. Wollen wir wirklich jeden Morgen schauen, ob wir unsere Nahrung finden für den Tag? Wir Menschen in Deutschland leben doch eher auf der Seite der Lagerhauswirtschaft als der Wüstenwirtschaft, lieber sammeln wir Vorräte, als dass wir von der Hand in den Mund leben.

Eine kleine Geschichte fällt mir ein. Eine Bäuerin vom Bodensee schreibt in ihren Erinnerungen: Bevor es Kühltruhen gab, hielt unser Dorf enger zusammen. Wenn wir schlachteten, wurde einiges geräuchert, manches bald gegessen – viel Fleisch aber trugen wir aus: zu unseren Verwandten, den Nachbarn, ein paar armen Leuten. Die anderen machten es genauso. Im Winter bekamen wir bald jede Woche etwas gebracht. Jetzt frieren die Leute alles ein, niemand trägt mehr Fleisch zu den Nachbarn. Die Vorratswirtschaft hat uns ärmer gemacht.

Ein jeder sammle, soviel er zum Essen braucht, einen Krug voll für jeden ...

Der eigentliche Vorrat, den moderne Menschen sammeln, besteht in normalen Zeiten weder aus Brot noch aus Fleisch. Unser Vorrat ist das Geld, das wir zurücklegen. Geld muss man nicht räuchern, es schimmelt auch nicht in den Krügen. Geld legt man aufs Konto und holt es, wenn man es braucht – aber, wie gesagt: nur in normalen Zeiten. Was immer „normal“ sein mag – nicht alle Zeiten sind so.

Ich denke an einen berühmten Schriftsteller, den ich durch Freunde meiner Frau persönlich kennenlernen durfte: Tschingis Aitmatow.

Aitmatow schrieb Russisch, aber er war ein Kirgise. Seine Heimat liegt jenseits des Altai-Gebirges an der Grenze zu China. Der Zweite Weltkrieg erreichte auch diese ferne Gegend. Deutschland hatte die Sowjetunion überfallen. Alle Männer von Aitmatows Heimatdorf Scheker hatte man zur Armee eingezogen und an die Front geschickt. Weil keine Männer da waren, machte man den vierzehnjährigen Tschingis zum Sekretär des Dorfsowjets – also des Gemeinderates.

Nun sein Bericht: „Es ging um die Kriegssteuer – zu jener Zeit das Allerwichtigste. Diese Steuer war tatsächlich die finanzielle Hauptstütze für den Staat. Jede Familie hatte die Kriegssteuer zu entrichten. Da gab es kein Wenn und kein Aber ... Natürlich geriet ich in eine ungewöhnliche Zwangslage ... Auf einmal hatte ich einen ganzen Haufen Scheine beisammen – sie glitten durch meine Hände wie Stroh. Das Geld war nicht viel wert, es herrschte eine schreckliche Inflation. Ich erinnere mich daran, dass ein Pud Mais – das sind rund sechzehn Kilo – 3000 Rubel kostete. Der Durchschnittslohn eines Beamten lag bei rund 50 Rubel im Monat! Die Leute waren gezwungen, ihre letzte Habe zu verkaufen, auch ihr Vieh ...“

Wenn die Steuer eingesammelt war, musste man sie zu Pferd in die Kreisstadt bringen und dort einzahlen. Auch das war Tschingis' Aufgabe. Er sagt:

„An einem dieser Tage machte ich mich wie sonst auf den Weg. Die Satteltaschen waren mit Geldscheinen vollgestopft ... Damals hatte niemand das Gefühl, er müsse beunruhigt sein, wenn einem Burschen wie mir, ja einer Rotznase auf einem klapprigen Gaul, zwei Sack voller Bargeld anvertraut waren. Ja, so gutmütig und vertrauensvoll war damals das Volk. In unseren Tagen wird des Geldes wegen geraubt und gemordet. Seinerzeit wäre so etwas niemandem in den Sinn gekommen ...

Plötzlich taucht ein Mensch auf. Woher nur? Ich habe doch gar nichts bemerkt. Aus welchen Büschen ist er hervorgekrochen? Ist er mir vielleicht schon seit längerer Zeit auf den Fersen, und ich habe ihn nicht gesehen? ...

Je mehr er sich näherte, desto aufmerksamer musterte ich diesen einsamen Wanderer und Landstreicher, den es wer weiß wohin zog. Wahrscheinlich wäre ich in aller Ruhe weitergeritten, wenn er nicht plötzlich stehengeblieben wäre und mich gefragt hätte: ‚He Kleiner, was hast du da in deinen Taschen? Ich möchte was zum Fressen.‘ Wahrscheinlich war er wirklich hungrig. Und da traf es mich wie ein Blitz: Ich kann ihm doch nicht sagen, was in den Taschen steckt!

‚Na, warum schweigst du? Was hast du da? Kartoffeln oder Mais? Sag, was ist da drin? Hast du Brot dabei?‘ Ich schweige beharrlich. Was soll ich denn sagen? ... Kann ich denn sagen – ‚Da ist Geld drin und Geld kann niemand fressen.‘?‘¹

Ich breche hier ab. Tschingis und sein Gaul sind an jenem Wintertag mit Mühe entkommen. Die Erkenntnis aber ist ihm für sein Leben geblieben: Geld kann man nicht essen. Wenn es wirklich um unser Leben und unser Sterben geht, ist Geld wertlos. Vielleicht muss man in einer Notlage sein, einem Krieg, einer Seuche, vielleicht muss man mit Säcken voll Geld einem armen Schlucker begegnen, damit man diese einfache Wahrheit versteht.

Ein jeder sammle, soviel er zum Essen braucht, einen Krug voll für jeden ...

Ich bin nicht gegen Vorräte. Weil ich die Früchte in meinem Garten nicht verkommen lassen wollte, habe ich in diesem Sommer zum ersten Mal in meinem langen Leben Marmelade eingekocht. Ein Bankkonto habe ich nebenbei auch. Aber wenn ich die Geschichte vom Manna in der Wüste wieder lese, dann weiß ich: Es gibt Zeiten, da helfen uns unsere Vorräte nichts – weder Nudeln, noch Marmelade noch Geld. Es gibt Zeiten, da gehen wir abends schlafen und müssen vertrauen, dass wir am Morgen wieder Nahrung finden – für den Leib oder für die Seele.

Habt ihr gemerkt, was ich gesagt habe? Wir „müssen vertrauen“ habe ich gesagt. Ein seltsamer Ausdruck. Vertrauen muss man doch nicht, Gottvertrauen ist ein Geschenk. Oder nicht?

Tatsächlich gibt es Menschen, auch unter uns, denen hat das Gottvertrauen schon in die Kindheit geleuchtet. Sie schauen die Vögel unter dem Himmel an und sorgen sich nicht. Sie

¹ Tschingis Aitmatow, Kindheit in Kirgisien, Zürich 1999, 69ff. Das Kapitel heißt „Die schwarzen Papiere“.

haben von unserem Meister gelernt: „Sorgt nicht für morgen, denn der morgige Tag wird für das Seine Sorgen.“ (Matthäus 6,34)

Und es gibt andere, wohl auch unter uns, die lernen das Gottvertrauen durch Erfahrung. Die reiten an einem Wintertag mit Säcken voll Geld herum und begreifen endlich: Dieses Geld kann man nicht essen. Oder sie geraten in eine Pandemie hinein – in unserer Gegend die erste seit 100 Jahren. Sie lernen vorsichtig zu sein. Und dann merken sie: Vorsicht reicht nicht. Sie brauchen auch Vertrauen: Vertrauen darauf, dass morgen die Sonne wieder aufgeht. Vertrauen, dass meine Nachbarn mich unterstützen, wenn ich nicht aus dem Haus gehen kann. Vertrauen, dass es Brot gibt auch in der Krise und dass dieses Brot manchmal so gut schmeckt wie Semmeln mit Honig. Vertrauen auf den Gott, der „schöne rote Wangen“ macht auch „bei geringem Mahl“.

Am besten lernt dieses Vertrauen, wer singt:

„Er weiß viel tausend Weisen
zu retten aus dem Tod,
ernährt und gibet Speisen
zur Zeit der Hungersnot,
macht schöne rote Wangen
oft bei geringem Mahl;
und die da sind gefangen,
die reißt er aus der Qual.“ (EG 302,5)

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle menschliche Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserem Herrn.

Amen